

Reden wir über Geld

„Geld macht mich nicht zu einem besseren Menschen“

9. Juli 2026, 16:00 Uhr | Lesezeit: 8 Min. |  4 Kommentare



Jenny Brosinski ist seit einigen Jahren sehr erfolgreich.
Harald Freiburger

Die Malerin Jenny Brosinski hat den Kunstmarkt erobert. Ein Gespräch über Bilder für 50 000 Euro, Selbstzweifel im Atelier und Leerstellen – auf der Leinwand wie im Leben.

Interview von Harald Freiburger

Ein Freitagvormittag im Berliner Atelier der Malerin Jenny Brosinski, 42. Sie öffnet die Tür, in Gummistiefeln, Latzhose und Trainingsjacke. In dem geräumigen Studio hängen ihre großformatigen abstrakten Bilder fertig oder noch in Arbeit an der Wand. Sie arbeitet immer parallel an mehreren Gemälden. Das neue Studio hat sie noch nicht lange, es ist viermal so groß wie das alte. Ungefähr im selben Verhältnis haben sich ihre Preise in den vergangenen Jahren entwickelt.

SZ: Jenny Brosinski, reden wir gleich über Geld, aber vorher möchte ich Ihnen eine persönliche Erfahrung mit einem Ihrer Bilder schildern. Sie haben mit einer Kollegin und einem Kollegen im Wiesbadener Museum Reinhard Ernst ausgestellt, es ging um Ihre Bezüge zur amerikanischen abstrakten Malerin Helen Frankenthaler. Als ich vor Ihrem Bild „Under Wings“ stand, sind mir Tränen gekommen. Können Sie mir erklären, warum?

Jenny Brosinski: Nein, und vielleicht muss man es gar nicht erklären können. Aber es berührt mich sehr, denn genau das ist der Grund, warum ich täglich in mein Studio gehe und male.

Kommt es öfter vor, dass Leute so emotional auf Ihre Arbeiten reagieren?

Mir sagen immer mal wieder Menschen, dass meine Bilder etwas mit ihnen machen. Ein wichtiges Jahr war für mich 2018. Da schrieben mir in kurzer Zeit drei Sammler aus unterschiedlichen Kontinenten, die Bilder von mir gekauft hatten, dass sie sich jeden Tag freuen, immer noch was Neues darin zu entdecken. Das ist ermutigend – denn das Malen selbst ist eine einsame Tätigkeit.

Jetzt zum Geld: Wie viel kostet das Bild „Under Wings“?

Bei uns in Deutschland wird das natürlich gern deutsch berechnet, in anderen Ländern wird das manchmal belächelt. Aber hier nimmt man gern die Regel: Höhe plus Breite und multipliziert es mit dem persönlichen Faktor der Künstlerin oder des Künstlers. Das Bild ist 2,70 Meter hoch und 2,30 Meter breit. Dann mit meinem Faktor 100 multiplizieren – plus sieben Prozent Mehrwertsteuer.



Brosinskis Gemälde „Under Wings“ ist 2,70 Meter hoch und 2,30 Meter breit.

Jenny Brosinski

Wie beim Fliesenlegen: Fläche mal Qualität der Fliese.

So komme ich mir auch gerade vor (*lacht*). Das ist wirklich ein sehr deutsches System. Der Faktor richtet sich danach, was für Ausstellungen schon gemacht wurden und mit wem, welche Museen angekauft oder einen gezeigt haben, in welchen Sammlungen man dauerhaft vertreten ist. Mein Faktor ist immer noch verhältnismäßig niedrig.

100 ist niedrig?

Das ist alles relativ. Letztlich erwirbt der Sammler das Werk aus Leidenschaft und honoriert Erfahrungen, die über viele Jahre erworben wurden. Das ist eben das deutsche System. Bei amerikanischen Kollegen meines Alters kosten Bilder im Schnitt das Doppelte von meinen oder sogar mehr.

Kommt also darauf an, mit wem man sich vergleicht.

Stimmt. Ich glaube, es geht mir gut, man muss jetzt also kein Butterbrot für mich schmieren. Es heißt, dass circa fünf Prozent der Kuntschaffenden von ihrer Kunst leben oder eine Familie ernähren können. Dass ich das kann, macht mich dankbar.

Wie hat sich Ihr Faktor über die Jahre entwickelt?

Uns wurde damals gesagt, dass wir aus der Kunstakademie mit Faktor zehn rausgehen. Ich hatte dann zwei Stipendien über je ein Jahr. 2015 habe ich mein erstes Bild verkauft – an einen amerikanischen Sammler, für 7200 Euro, zu einem Faktor von etwa 14. Mit dem Geld konnte ich mir einen richtigen Fotografen leisten, besseres Material kaufen und eine Website aufbauen. Besonders seit 2022 geht es aufwärts.

Besteht die Gefahr, dass man abhebt?

Ich hoffe nicht. Erst einmal freut es mich, dass meine Kunst Menschen anspricht. Geld löst keine Probleme, heilt keine Krankheiten und macht mich nicht zu einem besseren Menschen. Aber ich bin sehr glücklich, dass meine Arbeit auch auf dem Kunstmarkt Anerkennung findet. Geld gibt mir finanziellen Rückhalt und damit Sicherheit und Freiraum. Denn wenn ich nicht darüber nachdenken muss, wie ich Essen oder Miete bezahlen kann, bin ich glücklicher und stehe weniger unter Druck.

Wer macht eigentlich den Faktor?

Meine Bilder steigern im besten Fall ihren Wert durch Ausstellungen in Museen und, klar, durch Angebot und Nachfrage. So gestaltet sich dann der Preis, in Absprache aller Galerien mit dem Kunstschaaffenden. Ich arbeite mit drei Galerien zusammen, die mir die Arbeit rund ums Malen abnehmen: Marketing, Verkauf, Transport und so weiter.

Wie hoch ist der Anteil der Galerie?

In der Regel 50 Prozent vom Verkaufspreis.

Wie lange brauchen Sie für ein Bild?

Eine der häufigsten Fragen. Für manche sechs Minuten, für andere drei Jahre. Das lässt sich nicht sagen und wechselt. Es ist also entspannter für mich, dass es keinen Stundensatz gibt.

Gerade bei Bildern, bei denen Leute sagen: Das kann ich auch malen?

Ja, und da denk' ich immer: Dann mach doch.

Ihr Bild „Under Wings“ wirkt auf den ersten Blick einfach. Trotzdem hat es etwas Magisches. Können Sie das auch nicht erklären?

Was ich daran mag, ist, dass es durch die unterschiedlichen Arten des Farbauftrags ein Vorn und ein Hinten gibt, es wirkt dadurch auf unterschiedlichen Ebenen, erhält Tiefe. Eine Fläche ist leiser, eine andere lauter. Ich finde es toll, dass ich mit meinen minimalistischen Mitteln der Malerei so viele Möglichkeiten ausloten kann.

Ein Freund von mir stört sich im Museum immer daran, wenn Bilder nicht bis zum Rand vollgemalt sind. Was sagen Sie ihm?

Ich würde ihn anlächeln und ihm sagen, dass er mit Jenny Brosinski möglichst viel Geld für möglichst wenig Farbe ausgeben kann (*lacht*). Im Ernst: Es gibt sehr gute Bilder mit sehr viel Farbe drauf, und es gibt fantastische mit sehr wenig. Das Sehen und Erkennen kann jeder für sich trainieren, indem er in Museen geht: Was bringt mein Herz zum Singen, wie reich muss der Tisch gedeckt sein?

Man soll sich ja nicht überessen.

Stimmt. Das nicht Gemalte ist für mich genauso wichtig wie das Gemalte. Beides bezieht sich aufeinander und kommuniziert miteinander. Der Raum, der nicht bespielt ist, wirkt und schwingt trotzdem mit. Ein Raum kann nicht nichts sein. Trotzdem frage ich mich natürlich: Warum ist das für mich in meinen Bildern so wichtig? Was verhandele ich da?

Gute Frage.

Es geht im Leben ja nicht nur um das, was wir haben. Es gibt auch so vieles, das wir nicht haben.

Zum Beispiel?

Ich glaub', keiner ist perfekt, keiner immer nur selbstbewusst und voll da. Es sind diese Zwischentöne, dieses Traurig-Sein, Fröhlich-Sein, Nicht-ganz-sicher-Sein, das Fragile, Zerbrechliche, das uns vielleicht doch mehr vereint oder menschlich macht. Dadurch, dass ich die Bilder nicht zumale, stelle ich eine Behauptung auf, und die steht dann da zur Verhandlung – in all ihrer Zerbrechlichkeit.

Was ja auch selbstbewusst ist.

Es ist ein großer Schritt, mit der eigenen Kunst an die Öffentlichkeit zu gehen. Kann ich mit dem Druck umgehen, abliefern zu müssen, auch wenn ich zwischendurch mal in einer Krise bin oder nicht zufrieden mit dem, was ich gemacht hab'? Da muss jeder sich immer wieder an den eigenen Haaren herausziehen und weitermachen.

Kam das bei Ihnen vor?

Sicher, immer wieder. So schön es ist, das machen zu können, was man liebt, umso mehr bin ich auch mit meinen Zweifeln und Abgründen verbunden. Es liegt nah beieinander.

Die Vorstellung von einer freien Künstlerin, die in ihrem Atelier fröhlich den Pinsel schwingt, trifft also nicht zu?

Doch, auch. Aber auf die Frage, wie es mir dabei geht, Kunst zu machen, kann ich keine eindeutige Antwort geben, denn es mäandert zwischen Allmachtsfantasien und Selbstzweifeln – und wahrscheinlich ist das sogar gut so. Ich bin auf der Suche und stelle mir Fragen. Würde ich am Ziel sein oder alle Antworten kennen, welchen Grund hätte ich weiterzusuchen?

Wie ging es Ihnen beim Malen von „Under Wings“?

Ich habe es ergänzend zu schon bestehenden Arbeiten für die Ausstellung in Wiesbaden gemalt, und es war auch Angst dabei, ob ich Helen Frankenthaler überhaupt gerecht werden kann. Erstmals habe ich dabei auch partiell ihre Technik angewandt, Farbe auf den Untergrund zu schütten. Das war eine zusätzliche Unsicherheit und für mich ein gefährlicher Akt: Werde ich zu einer Helen Frankenthaler, wenn ich Schüttungen in meine Arbeit integriere, oder gibt es doch mehr, was uns voneinander trennt?

Und?

Ich war hinterher sehr glücklich, als ich gesehen habe, dass es in dem, wie ich mit Farbe umgehe und komponiere, doch noch genügend Unterschiede gibt und ich meine eigene Haltung bewahre. Am Ende wachse ich an den Aufgaben, die ich mir selbst stelle.

Was war das genau für eine Angst?

Die Angst vor zu großer Nähe vielleicht, nicht mehr erkennbar zu sein. Anders ausgedrückt: meine eigene Identität, die dann infrage gestellt wird. Wie nah ist man an etwas dran, was es schon gibt? Wie sehr kann sich meine Sprache, meine Haltung, mein Ausdruck behaupten?

Und hat sich die Angst dann ...

... zum Glück gelegt. Aber das wusste ich vorher nicht. Man kann es nur rausfinden, indem man es macht. Notfalls hätte ich das Bild nicht gezeigt. Ich bewege mich im Kontext der Farbfeldmalerei, des Minimalismus und der abstrakten Expressionisten, in der übernächsten Generation sozusagen – wie kann ich das Feld also erweitern?

Worum lässt es sich denn erweitern?

Ich glaube, dass es schon andere Fragen sind, die ich reinbringe. Gesellschaftliche Fragen oder solche nach Identität, ich beschäftige mich auf der Metaebene mit Gesellschaft, menschlichem Dasein, dem Hinterfragen oder Umdeuten: Ist das wirklich wahr, wo befinden wir uns gerade, mit welchen Augen betrachten wir unsere Realität? Das verhandele ich in gestischen und farbigen Ansätzen und setze so eigenständig und kritisch den Dialog der abstrakten Malerei fort.

Sie wollen in die Kunstgeschichte eingehen.

Wer Geschichte geschrieben hat, wird man erst in der Zukunft sehen. Aber es wäre peinlich, nicht zu wissen, wer in meinem Becken noch schwimmt und sucht. Es ist mir wichtig, meine Haltung zu kennen und zu wissen, was uns unterscheidet. Ich werde das Rad nicht neu erfinden, es gab ja letztlich schon alles. Aber ich kann schauen: Was ist mein Dialog mit der Kunstgeschichte, wie antworte ich auf Fragen, denen andere Künstler schon begegnet sind?

Wollten Sie eigentlich von klein auf Malerin werden?

Ich war als Kind sehr ruhig und in mich gekehrt, aber habe es geliebt, zu zeichnen und zu malen. Für meine Familie war das sehr praktisch, weil ich mich so selbst beschäftigt habe. Aber von außen ließ sich bestimmt nicht erahnen, dass ich einmal dort sein würde, wo ich jetzt bin. Alles, was mir passiert ist, hatte den guten Zweck, dass ich die Person geworden bin, die ich jetzt bin.

Sie haben einen zwölfjährigen Sohn. Hat sich durch ihn Ihre Arbeit verändert?

Ja, zum Positiven. Ich habe vorher oft zwölf Stunden im Atelier verbracht, über meinen Bildern gegrübelt und gar nicht gemerkt, wie viel Zeit ich eigentlich nur um mich selbst kreise. Eine eigene Familie zu haben, hat mich gezwungen, meine Zeit besser zu nutzen und einzuteilen. Jetzt bin ich am Tag sechs bis acht Stunden im Studio und dabei trotzdem produktiver.

Haben Sie sich von dem Geld, das reingekommen ist, etwas Besonderes geleistet?

Ich investiere vorrangig in mein Studio, neue Projekte und mein unmittelbares Lebensumfeld – und einige Umweltprojekte. Aber was wohl die meisten Kunstschaaffenden verbindet, ist das Bedürfnis nach Raum zum Arbeiten und Entfalten. Ich erfülle mir gerade den Kindheitstraum Bauernhof, es ist aber alles noch am Anfang. Ich möchte am besten bald zwischen Stadt und Land pendeln.

Wenn Sie einen Wunsch frei hätten, wie soll es weitergehen?

Immer ein bisschen mehr zu verstehen von dem, was ich mache, besser werden, um für mich persönlich weiterzukommen, was immer das heißt. Ein gutes, gesundes und friedliches Leben in Fülle, mit Familie, Freunden, Tieren, Natur. Und viel Kunst.